



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Münster.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Rothen in der tiefsten Seele zuwider, aber sein Charakter war nach der Revolution derselbe geblieben. Er stieß nur deswegen jenen politischen Cancan mit dem Fuße von sich, weil in demselben eben so gar kein Ansehspunkt für seine großartigen Pläne lag, ohne zu bedenken, und darin liegt sein staatsmännischer Fehler, daß eine solche Kraft benutzt werden mußte. Er desavouirte die Revolution, die Barrikadenkämpfe, weil sie so gar nicht in sein Bild von einem großen in sich geschlossenen, nach Außen mächtigen Deutschland hineinpäßten, und doch hätte er nicht übersehen dürfen, daß bis zu dessen Verwirklichung noch viele Gassen gründlich gereinigt werden mußten, wenn nicht alsbald wieder der alte Schmutz sie verstopfen sollte. Die „Deutsche Zeitung“ war nicht nur zu nobel, um selbst noch zu fegen, nachdem der erste Koth weggeräumt war, sondern auch, um überhaupt das schmutzige Handwerk von Andern betreiben zu lassen und sie traute zu viel ohne allen Grund plötzlich den — Fürsten. Daß eine derartige Disposition derselben von den Diplomaten schlaun benutzt wurde, ließ sich erwarten. Der ganze alte Klunker der frühern Zeit hing sich ihr nach und nach an die Ferse, suchte sich mit dem Handschuh ihres guten Namens die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und als sie diesen Böbel mit der Aristokratie der Ehrlichkeit abschüttelte, als Gervinus der Frankfurter Rechten eine bittere Wahrheit über die andere sagte — fiel sie ein Opfer der Intrigue. Ohne Wissen und Willen ihres Redacteur en chef, der sich in Italien befand, verkaufte der Buchhändler Friedrich Bassermann, ihr eben nicht sehr betriebsamer Verleger, aus Rücksicht für „die leidenden Actionäre,“ die sich nie beschwert hatten, das Blatt an die Weidmann'sche Buchhandlung. Ja, der Unterstaatssecretär vergaß sich so weit, an Gervinus zu schreiben, „daß es ihn reue, jemals einen Kreuzer an die „Deutsche Zeitung“ gesetzt zu haben.“

X...

A u s W ü n s c h e n .

Es wird gar nicht gehörig anerkannt, daß unsere alte Stadt zu den deutschen Stadtschönheiten gehört wie Nürnberg, Danzig, Bern u. s. w. Unser Rathhaus ist der schönste geschnittene Stein germanischer Bauart und die Steinrosen an unsern Kirchen, die reich verzierten Giebel unsrer alten Häuser sind Reize, die die Physiognomie unsrer Stadt in den Augen aller poetischen Archäologen anziehend machen müssen. Ihren besten Moment für Maler bietet sie dar, wenn die Spaziergänger heimkehren und auf dem Goldgrund des Abendhimmels sich die Arabesken der Giebel in durchsichtigen Bogenwindungen abzeichnen, die

Thürme in dunklerer Färbung sich emporstrecken, namentlich aber die zierlich durchbrochene Mauerkrone der St. Ludgerus Kirche auf dem Riesenfranze doppelter Lindenalleen zu schweben scheint. Ein solches Landschaftsbild ersetzt die schönste Gegend. Die Sand- und Heidestrecken des Münsterlandes lassen freilich eine solche nirgend erwarten, und doch tritt dem sinnigen Wanderer auch überraschend oft ein liebliches Fleckchen Erde hier zu Lande entgegen, hier wohnt die Idylle zwischen den Eichkämpfen, den hügelichen Saatzfeldern, den Bauernhöfen nach Tacitus, unter deren Strohdächern noch altgermanische Sitte herrscht. Man begreift wie Zimmermann sein bestes Werk, den Hoffschulten, concipiren mußte, als er hier lebte. Er hatte sich einen romantischen alten Thurm zum Sommeraufenthalt gewählt, eine halbe Stunde von Münster, ein Ueberbleibsel eines ehemaligen Grafenschlosses, von dem nur noch die Ringmauern und zwei Kapellen stehen, jetzt ein Kaffeegarten für die gemüthlichen Elemente der Münsterschen Gesellschaft. Unter einem Wald von blühenden Apfelbäumen schwelgt man dort in ländlichster Frühlingsluft und vielstimmigem Nachtigallensang. Ein anderer deutscher Dichter, Friedrich Leopold Stollberg, wohnte mehrere Jahre vor Zimmermann hier und wandelte alltäglich durch ein dämmeriges Eichwäldchen nach dem nahen Angelnodde, wo seine Seelenfreundin, die Fürstin Gallizin, in einfachster Ländlichkeit ihre einst so glänzenden Tage schloß. Ein Grabmal an die Wand des Dorfkirchleins gelehnt, von Dornen und Unkraut überwuchert, ist jetzt das einzige Erinnerungszeichen an die merkwürdige Frau. Gedankenvoll geht man durch die Laubgänge des Gartens, in dem sie wohnte, die Hecken sind noch kunstvoll zu Figuren geschnitten, der einzige Luzus, den der Besitzer, ein wirklicher Hoffschulte, seinen Gästen darbietet; sie kommen zahlreich aus der Stadt hieher, aber nicht um das Andenken der Fürstin Gallizin zu feiern, sondern um Kaffee und saure Milch zu genießen. Der Hoffschulte läßt sich durch sie aber durchaus nicht in seiner patriarchalischen Hausordnung stören, und wenn die Stunde seiner Abendmahlzeit da ist, kniet er in tiefster Seelenruhe mit seinem Dienstpersonal zum Dankgebet in der großen Küche nieder. Durch die kleinen Bleifenster sieht manch poetisches Protestantenauge der frommen Gruppe neugierig zu. — Ich weiß wahrlich selbst nicht recht, wie ich in den Rahmen dieser idyllischen Randzeichnung ein Bild unsrer gegenwärtigen Zustände hineindrängen soll. Bisher erlangte Münster seinen Ruf durch die Wiedertäufer, zu deren Käfigen noch täglich die durchreisenden Fremden zum Lamberti-Kirchthurm den Hals emporrecken, durch den westphälischen Frieden, dessen Gesandte im Rathhause abkonterseit sind, durch unseren reichen Adel und durch unsere katholische Strenggläubigkeit, lauter vorsündfluthliche Momente, aber jetzt haben wir uns auf die modernste Höhe der Zeit geschwungen, unsere volksthümlichen Wahlumtriebe und unsere Wähler sind berühmt geworden. Temme, den Ihr Blatt bereits geschildert hat, wird zu den unsern gezählt und er gehört auch durch seine Geburt unserer Gegend an. In Wiedenbrück, an der Grenze unsres Ne-

gierungsbezirks ist er geboren, in dem Nachbarstädtchen Hamm lebte er lange Zeit als Subalternbeamter, verkommen in Nahrungsforgen und moralischer Haltlosigkeit. Sein damaliger Präsident, ein trefflicher freisinniger Mann, erkannte seine unleugbaren Talente und ermunterte ihn, sich zu ermannen; seiner Fürsprache hat es Lemme zu verdanken, daß er sich der höhern juristischen Laufbahn widmen konnte. Der Ministerialmißgriff, der ihn später zum Direktor oder Vicepräsidenten des hiesigen Oberlandesgerichts machte, war ihm sehr vortheilhaft und sehr erwünscht. Beliebte war er hier nicht, die Bürger verwahrten sich in dem Lokalblatte wiederholt gegen die Theilnahme an den Fackelzügen ihm zu Ehren, aber seine letzte Märtyrerschaft im Zuchthause gewann ihm doch wieder einige Sympathien; als er die Wahl, welche seine Anhänger durchgesetzt hatten, ablehnte, sagten diese äußerst naiv: „nu wat vorn Deputirter, gilt uns glik, aberst ut dem Zuchthuse muß he sin!“ Justizkommissar Bierse, auch einer unsrer Erwählten und Lieutenant Kaspary das neue Mitglied der Linken haben trotz ihres eifrigen Strebens noch keinen Zeitungsruf erlangen können. Letzterer versuchte früher durch schlechte Gedichte sich die ersehnte Geltung zu verschaffen. Er ist Kommunist und gehörte nebst mehreren andern Kameraden u. A. Korff, jetzt Gerant der Neuen Rheinischen Zeitung der Anneken'schen Richtung an. Es bestand nämlich, während Lieutenant Anneke hier noch in Garnison stand, eine Gesellschaft, als deren Vorsteherin seine nachmalige Gattin, unter dem ominösen Titel Kommunistenmutter, fungirte. Wie alle, denen nach Theilung mit reichen Nebenmenschen gelüftet, war diese junge schöne Frau aus ihrer Lebensbahn durch Armuth und Verlassenheit gedrängt worden. Ihre unverlegte eingeborene Weiblichkeit schützte sie vor der Rolle einer Aktion, aber ihr romantischer Ehrgeiz drängt sie wo möglich eine Roland zu werden. Sie lebt jetzt in Köln und ist eine eifrige Mitarbeiterin an dem ultraradikalen Volksblatt; sie wühlt und erregt die Massen mit der Frau des Dichters und Deputirten Kinkel um die Wette, die reizbaren Nerven machen ja die Frauen noch empfänglicher für das Revolutionsfieber als die Männer. Vor wenigen Jahren waren noch die friedlichen Musen die Arbeitgeberinnen beider Damen. Frau Anneke erregte damals durch ihr tragisches und ungerechtes Schicksal als geschiedene Frau von J. in Münster viel Theilnahme, da sie katholisch, Herr von T. aber Protestant war. Namentlich protegirte der Adel ihre Erzeugnisse, die meistens in Gebetbüchern bestanden, dem für Münster günstigsten literarischen Handelsartikel. Die Enttäuschung der Gönner war äußerst naiv, als sie die Chamäleonart ihres Schütlings entdeckten. — Unser Adel, der im Frühjahr 1848 schon das Schicksal des altfranzösischen zu gewärtigen hatte, der sich nach Kräften populär zu machen strebte — seine Erbherrn und sogenannten regierenden Grafen traten sämmtlich bei der Bürgerwehr ein — sieht doch ein, daß es wohl nicht so gefährlich für sein Leben, aber doch für seine Vorrechte steht; die meisten Familienhäupter geben große Summen her um in Amerika Ankäufe zu machen, da voraussichtlich der Glanz der Familien

nicht lange bestehen kann bei Auflösung der Fideikommiſſe. Wie wenig ſie ſich an die in Frankfurt dekretirte Aufhebung des Adels kehren, beweifen ſie durch die ſtrenge Handhabung ihrer Geſellſchaftſtatuten; unter dem Namen eines Damenclub, haben ſie eine Excluſivität ohne Gleichen darin eingeführt. Für die Spitzen der Militär- und Civilbehörden läßt man ſich zu einer Einladung herab, aber die unüberſteiglichſte Scheidewand iſt gegen den ſogenannten niedern Adel aufgerichtet. Es ſind dies meiſt reiche Patrizier, die unter dem letzten Fürſtbischof oder bei der preußiſchen Beſignahme geadelt wurden. Im Vertrauen auf den Einfluß des Jahres 1848 verſuchte neuerdings ein ehrgeiziges Mitglied dieſer niedern Adelsklaſſe in den Zauberkreis der Excluſivität einzudringen, der für die Eitelkeit fabelhafte Lockungen haben muß, wie Beiſpiele aus ähnlichen Verhältniſſen der engliſchen high life genugsam darthun. Man unterſcheidet jetzt die Parteien durch die Bezeichnung nach den Kugeln des Ballottements im adligen Club, die Schwarzen und die Weißen, letztere gelten für gefährliche Aufgeklärte, die den Neuerungen der Zeit huldigen möchten und für die Aufnahme eines Emporkömmlings in die Adelszirkel ſtimmen konnten! Obwohl früher ſtets eine Abneigung gegen das preußiſche Regentenhaus und Vorliebe für Deſtreich, unter deſſen Erzherzögen der letzte Glanz des Krummſtabes leuchtete, vom Münſter'schen Adel an den Tag geſetzt wurde, ſo hat doch der Tod des Prinzen Waldemar die Gemüther erweicht und zu einer Demonſtration der Theilnahme Anlaß gegeben. Der ganze Adel, die Damen in Hoftrauer mit Schneppenhauben und Kreppſchleiern, betheiligte ſich an der Leichenfeierlichkeit und trug noch 14 Tage nachher tiefe Trauer um den liebenswürdigen Prinzen. Er hatte auf dem ehemaligen fürſtbischoflichen Schloſſe hier, jetzt die Commandantur- und Oberpräſidialwohnung, wie ein Einſiedler gelebt, niedergedrückt durch die Wetterwolke, die über ſeinem Stamme hing und durch die Todeskrankheit, die an ſeinem Mark zehrte; ſeine angebliche Liebe zu Bettina's schöner Tochter Armgard oder Maza erhöhte noch den romantiſchen Nimbus ſeiner Perſönlichkeit. Man erzählt hier viele ſchöne Züge ſeiner Menſchenfreundlichkeit. Der Münſter'sche Aberglaube knüpfte eine ſchlimme Bedeutung an den Tod des Prinzen; es ſoll eine alte Prophezeiung exiſtiren, wonach eine Perſon aus königlichem Blute auf dem Schloſſe zu Münſter ſterben würde und dann die Straßen, durch welche der Leichenzug fährt, ſämmtlich ein Raub der Flammen werden würden. Da nun die Leiche nach dem Bahnhofe gebracht werden mußte, ſo wurde die Stadt ihrer ganzen Länge nach von dem Zuge berührt und zahlreiche Petitionen gelangten an den kommandirenden General, denſelben um die Stadt herumfahren zu laſſen. Es geſchah jedoch nicht und es brannte auch nicht. Der eine Flügel des Schloſſes ſteht ſeit dem Tode des Prinzen ganz leer; es iſt die Amtswohnung des Oberpräſidenten; Herr Flottwell, der dieſe Stelle inne hat, war bis jetzt in Frankfurt und ließ ſich dort verleiten um Aufhebung des Cölibats mit Grigner und Conſorten zu petitioniren. Der Sturm, welchen dieſer Antrag hier hervor-

rief, läßt sich schwer beschreiben, Flottwell würde buchstäblich zerrissen worden sein, hätte er gewagt hierher zu kommen. Carrikaturen und Spottlieder sind noch jetzt im Munde der Straßenjugend, das unschuldigste ist noch: „Schleswig Holstein stammverwandt, Flottwell hat sich den Mund verbrannt!“ Dies ist wirklich Volkswig, denn der Mißgriff, sich die ganze katholische Bevölkerung Westphalens zu verfeinden, war eben nur Uebereilung und ist aufrichtiger und naiver bereut worden, als es einem Staatsmanne geziemt. Flottwell hat gegen den Bischof und mehrere Geistliche seine Unterschrift mit Unkenntniß des Inhalt jener Petition zu rechtfertigen gesucht; doch hat dies die Gemüther nicht versöhnt und es wird ihm schwerlich gelingen, seine Existenz in Münster wieder zu befestigen, denn man scheint in Berlin mehr Rücksicht auf den katholischen Klerus zu nehmen, als dieser selbst glauben will.

Flottwell's Vorgänger im Amte war der berühmte alte Vincke, Vater des bekannten Deputirten, ein würdiger Vater des edlen Sohnes. Schon als Jüngling schwärmte er wie dieser für das englische Vorbild einer volksthümlichen Verfassung, für Selbstregierung der Bürger und patriotische Aufopferung der Aristokraten. Sein klassisches Büchlein: „Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens, 1815,“ von Niebuhr herausgegeben, legt seine Ansichten in sehr merkwürdigen und kühnen Erörterungen dar. Man fühlt den Pulsschlag der damaligen Freiheitsregungen Deutschlands heraus. Nachdem Vincke vom französischen Despotismus verfolgt war, wie sein Freund Stein, wurde er bei der Reoccupation Oberpräsident in Münster und zeichnete sich nochmals als Führer des Landsturms aus, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Aus dieser militärischen Wirksamkeit stammte als bescheidenstes Abzeichen eine alte Soldatenmütze, die Vincke fortwährend trug, er mochte im Frack vor dem Könige erscheinen oder im blauen Kittel als Chef der Provinz eine Dienstreise unternehmen. Seine unbeschnittene Originalität zeigte sich deutlich auch in seiner äußern Erscheinung, von seiner Haltung und Kleidung ließ sich dieselbe Beschreibung machen, wie Schiller zur Zeit des Jena'schen Zusammenlebens einmal von Wilhelm Humboldt freundschaftlich schrieb: „er sah im besten Anzuge höchstens aus wie ein reputirlicher Schneider.“ Gemüthlicher war sein Anblick, wenn er auf Reisen den blauen Fuhrmannskittel trug, wie er im Münsterlande gebräuchlich ist, die Militärmütze auf dem starken grauen Haar, die kurze Pfeife im Munde und den Knotenstock in der Hand wanderte er oft meilenweit zu Fuß oder fuhr mit der ordinären Post. Nicht selten hielt man ihn für einen schlichten Bauersmann und höchst ergöylliche Mythen knüpfen sich an derartige Verwechslungen. So kommt er z. B. einmal zu einer Beamtenfamilie in einem kleinen Städtchen, die ihn unbekannterweise als ihren Wohlthäter verehrt, und bei der Kunde, daß er in dem Kreise erwartet wird, ihm mit Herzklopfen und Festkleidern entgegensteht; als der kleine Mann mit dem freundlichen breiten Gesicht und dem blauen Kittel im Hause erscheint, führt ihn die Hausfrau eilig und nicht sehr höflich in den Kuhstall, weil sie ihn für einen

ländlichen Schlichter und Käufer ihres jüngsten Kälbchens ansieht. Er beachtete solche Verstöße niemals und benutzte sein Incognito nur zuweilen, um manche geheime Mißbräuche seiner Untergebenen zur Verantwortung zu ziehen. Noch weit zahlreicher sind die Hiftörchen über seine unbegrenzte Gutmüthigkeit, seine Freigebigkeit im Wohlthun und seine Sparsamkeit gegen Anforderungen des Luxus in seiner Häuslichkeit. Er war ein deutscher Originalcharakter, dessen Leben und Wirken zu einem vollständigen Bilde zu gestalten eine schöne Aufgabe für unsre biographischen Schriftsteller wäre, aber es existirt nicht einmal eine ausführliche Lebensbeschreibung von ihm. Seine rastlose Thätigkeit für die Provinz hatte nach und nach seine universellere politische Richtung absorbirt, und er folgte sogar den ersten kühnen Schritten des Sohnes auf dem Wege der Opposition mit mißbilligenden Blicken. Die spätere Entwicklung dieses großen und festen Geistes hat er nicht mehr erlebt. Er starb am 2. December 1844 an Ueberanstrengung aller seiner Kräfte, bis zum letzten Augenblicke hatte er gestrebt sie für seinen Beruf nutzbar zu machen. Er, der in seiner Jugend gegen das Zuvielregieren der Beamten geifert hatte, war in spätern Jahren in gewisser Weise und in bester Absicht Autokrat geworden. Er wollte mit väterlicher Sorge das Kleinste wie das Größte in seinem Bezirke selbst leiten und überwachen. Die vielgeschmähte, aber nirgends in strenger Ordnung und Rechlichkeit übertroffene preußische Beamtenmaschinerie, in der sich die besten Kräfte mit unvergleichlicher und unbegreiflicher Selbstaufopferung geduldig abnutzen lassen, hatte auch ihn mit Leib und Seele erfaßt. Er nahm seine geliebten Actenstöße mit auf sein Sterbebett und wird stets als ein Musterbild eines preußischen Beamten anerkannt werden müssen. Als Familienvater war er eben so vortrefflich als glücklich; er hinterließ elf lebende Kinder, vier Söhne und sieben Töchter. Der berühmte Abgeordnete ist der älteste, er besitzt dieselbe Thatkraft, denselben Gemein Sinn wie sein Vater, und erbt von einer geistreichen Mutter mehr Schärfe und Consequenz des Urtheils, mehr Präcision und Gewalt des Ausdrucks. Der zweite Sohn ist ein talentvoller Dichter, der jüngste bethätigt seinen strebsamen Sinn, seinen ebenbürtigen Vincke'schen Geist in diesem Augenblick durch eine Reise nach Amerika zu wissenschaftlichen Zwecken. Die Töchter haben in die ersten Familien des Landes geheirathet. Uebrigens ist diese Linie der Freiherrn Vincke nicht verwandt mit dem gleichnamigen Major v. Vincke, Abgeordneten der ersten Kammer in Berlin. Es ist ein seltsamer Zufall, daß so manche der jetzt vielgenannten Persönlichkeiten in Münster ein Stück Lebensgeschichte stehen haben. So haben außer dem berühmten Abgeordneten Vincke, der seine Kinder- und Jugendjahre auf dem hiesigen Schlosse zugebracht hat, auch die Exminister Schreckenstein und Pfuel hier jahrelang gelebt, auch General Wrangel's Aufenthalt steht hier noch in lebhafter Erinnerung. Er war hier zur Zeit der sogenannten Cölner Wirren, in deren Folge Münster sich durch einen Aufruhr auszeichnete. Man zeigt hier noch

ein Localgemälde, wo der schlanke General mit der Lieutenantsfigur und dem eisgraun Kopfe, der beste Reiter der Armee, mit seinem Pferde über die unruhigen Köpfe mit einem kühnen Sage hinwegspringt, als sie ihm nicht Platz machen wollten. Damals wurde er, angeblich wegen zu scharfen Auftretens in dieser Angelegenheit, nach Stettin versetzt.

Bilder aus Hamburg.

„Haben Sie schon die deutsche Flotte gesehen?“ Diese Frage brachte mich fast zur Verzweiflung, denn sie ging wie eine fixe Idee durch alle Gespräche meiner Bekannten hindurch, die hierher kamen. Ich zuckte die Achseln, schüttelte mit dem Kopfe, endlich wurde ich grob; auch das half nichts. Da faßte ich einen kühnen Entschluß. Hat Columbus Amerika entdeckt, so wirst du auch die deutsche Flotte auffinden können, so dachte ich bei mir selbst, und gerüstet, als wollte ich wie Captain Ross eine Südpolexpedition unternehmen, ging ich hinab zum Hafen, und bestieg mit einem kräftigen Seemannsfluche die bereitstehende Zolle. Jedes Schiff an dem ich vorbeifuhr, sah ich scharf darauf an, ob es nicht etwa die deutsche Flotte wäre — vergebens. Endlich, endlich sah ich mit leibhaften Augen die Kriegsflagge des Reichs deutscher Nation vor mir, schwarz-roth-gelb — mit dem Reichsadler im gelben Felde; der Adler schwarz, mit roth ausgeschlagener Zunge, und überhaupt alles so bis auf das Haar, wie es die verfassunggebende Nationalversammlung in Frankfurt beschlossen. Die Flagge wehte so stattlich, der Adler streckte so kriegerisch die Zunge heraus, ich freute mich doch herzlich in meinem Gemüthe. Es steckt in diesen heraldischen Bestien ein gewisser nichtswürdiger Zauber, sie machen Einem das Herz schneller schlagen, die kleinen romantischen Poffen! Von der Flagge schweiften meine Blicke sofort nach dem Schiffe, das damit in Verbindung zu stehen schien. Sonderbar, murmelte ich leise — es laut zu sagen wagte ich nicht, Angesichts einer hervorglänzenden Kanone — die Flagge ist so neu, so groß, so regelrecht ausgeführt, und das Schiff so alt, so klein, so — Wahrscheinlich hat man zuerst die Flagge angefertigt und hinterher zu derselben ein Schiff ausgesucht — und unwillkürlich fiel mir Blumauers travestirte Aeneide ein:

Man ließ für hunderttausend Mann
Montirungsstücke schneiden,
Und warb darauf Soldaten an
Die pasten zu den Kleidern.